

Sonderzahl

Manès Sperber

All das Vergangene ...

Ausgewählte Werke
Band 1

Hg. v. Mirjana Stančić

Sonderzahl

Die Edition der ausgewählten Werke Manès Sperbers wird von Wolfgang Müller-Funk herausgegeben und umfasst die Bände:

Band 1: *All das Vergangene ...* (hg. v. Mirjana Stančić)

Band 2: *Wie eine Träne im Ozean* (hg. v. Rudolf Isler)

Band 3: *Analyse der Tyrannis. Texte und Essays* (hg. v. Wolfgang Müller-Funk)

Manès Sperber, geb. 1905 in Sabolotiw (Ukraine), wurde als skeptischer Humanist und unerbittlicher Kritiker totalitärer Systeme bekannt. Er lehrte an verschiedenen Hochschulen in Berlin. Als Jude und überzeugter Kommunist ist seine Biografie ab dem Jahr 1933 geprägt von Fluchterfahrungen – über Jugoslawien und die Schweiz gelangte er nach Paris. Er wandte sich nach den stalinistischen Säuberungsprozessen 1937 vom Marxismus-Leninismus und allen Formen politischer Gewalt ab. Manès Sperber starb am 5. Februar 1984 in Paris im Alter von 78 Jahren. Er erhielt zahlreiche Preise, darunter des *Georg-Büchmer-Preis* im Jahr 1975, den *Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur* im Jahr 1977, den *Prix européen de l'essai* im Jahr 1979 und den *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels* im Jahr 1983.

Inhalt

Vorbemerkung	7
Die Wasserträger Gottes	11
Die vergebliche Warnung	173
Bis man mir Scherben auf die Augen legt	385
Stellenkommentar	637
Nachwort	673
Editorische Notiz	690

VORBEMERKUNG

Wo es sich um »intime« Literatur handelt, gilt es zu unterscheiden zwischen Erinnerungen und Memoiren, zwischen Autobiographie und Tagebuch. Der Leser des Tagebuchs erfährt nicht das Geschehene, sondern erlebt unmittelbar das Geschehene mit – er bleibt in einer vergangenen Gegenwart, die sich vor seinem Geiste allmählich in eine unwiederbringliche Vergangenheit verwandelt. Das Geschehen ist alltäglich; selbst das Tagebuch eines gescheiterten Autors vermeidet daher die häufige Erwähnung von Banalem nicht, das sich sehr oft einstellt und zeitweise so ernst genommen wird, als ob es überaus belangreich wäre. In der Erinnerung aber verliert es seine Konturen und bewahrt nur, was mit der Zeit, also später, wichtig, ja für die Zukunft des Tagebuchschreibers bedeutsam geworden ist.

Wesentliches unterscheidet Erinnerungen von den Memoiren: der Memorialist – nicht selten ein gewesener Feldherr, ein abgedankter Staatsmann, ein weltläufiger Schriftsteller oder Vertrauter eines verstorbenen Machthabers – berichtet über Ereignisse, an denen er als besonderer Zeuge, vielleicht sogar als Urheber oder als Opfer einmal beteiligt gewesen ist. Daher weiß er besser als seine Zeitgenossen, warum und wie sich etwas ereignet hat. Doch steht es fest, daß Memorialisten vergangene Entscheidungen oder Taten in ein für sie günstigeres Licht rücken, so daß sie als Urheber von Siegen, aber selten als Verantwortliche von Niederlagen erscheinen. Memoiren berichten gemäß der Abfolge der Geschehnisse und bringen die historische Bedeutung halbvergessener Ereignisse zur Geltung. *Erinnerungen* hingegen berichten über *Erlebnisse*, die ein Schicksal, den Erfolg oder Mißerfolg eines tätigen Menschen bestimmt haben.

Als am Ausgang des Altertums der damals dreiundfünfzigjährige *Augustinus* seine Autobiographie verfaßte, gab er ihr den Titel *Confessiones*, mit dem noch viele Jahrhunderte später berühmte Schriftsteller ihre Lebensgeschichte bezeichneten. Das tat z. B. *Jean-Jacques Rousseau*, dessen *Confessions* auch heute noch, zwei Jahrhunderte später, als ein außerordentliches literarisches Werk gerühmt werden. Und lange nach ihm tat es *Leo Tolstoi*.

Ohne einer Neigung zu Bekenntnissen nachzugeben, mag auch ein Schriftsteller von heute sein eigenes Leben beschreiben, als ob er »über sich selbst Gericht« halten wollte, indem er die Vorteile eines Angeklagten in Anspruch nimmt, der nur sich selbst als Ankläger gelten läßt. Im Wesentlichen aber geht es ihm darum, die eigene Vergangenheit zu *vergegenwärtigen*, um den unlösbaren Zusammenhang seines Werdens und seiner

Taten zu ergünden: um sich als einzelner und zugleich als Kind seines Jahrhunderts so zu beurteilen, als wäre er ein anderer: um sich ohne Pose, ohne Spiegel ins Gesicht zu sehen.

Die Wasserträger Gottes, Die vergebliche Warnung und *Bis man mir Scherben auf die Augen legt* – diese Bücher einer autobiographischen Trilogie liegen hier in der Einzelausgabe meiner gesammelten Werke vor. Dem aufmerksamen Leser werden sie unschwer, ja aufs natürlichste zu einer einzigen Erzählung werden.

Meine erste Trilogie *Wie eine Träne im Ozean* habe ich am Ende meines 47. Lebensjahres beendet; die zweite habe ich zwanzig Jahre später, im Spätherbst meines Lebens, in den ersten Monaten meines 68. Jahres begonnen. In einer großen Zahl von Essays beschrieb ich während der Jahrzehnte dazwischen die Um- und Abwege, die ich früh genug in der Politik eingeschlagen und erst nach einer in jeder Hinsicht schweren Lehr- und Probezeit verlassen und sodann kritisch dargestellt habe.

Dies mag erklären, warum der Achtundsechzigjährige keinerlei Bedürfnis empfand, eine autobiographische *Beichte*, ein *Bekennntnis* zu verfassen. Was er sich vorwarf, einmal geglaubt, gerechtfertigt oder getan zu haben, hatte er bereits vorher ausführlich dargetan: in seinen Romanen und noch deutlicher in seinen Essays.

Im Frühling 1973 ging es mir nicht mehr darum, zu verstehen und zu erklären, daß das Ich und der Zeitgenosse dieses Jahrhunderts eine untrennbare Einheit bilden in ihrer Subjektivität und in ihrer objektiven Abhängigkeit von Umständen und allgemeinen Ereignissen. Das sollte dem Leser so selbstverständlich werden wie die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter.

Während ich diese Seiten verfaßte, empfand ich keinen Augenblick das Bedürfnis, mich besser oder schlechter, klüger oder törichter, erfolgreicher oder erfolgloser zu zeigen, als ich nach so vielen Jahren schwierigen, oft gefährdeten Lebens mir selbst erschien.

Man weiß, daß die Erzähler seinerzeit der Wahl eines »Stoffes« weit mehr Aufmerksamkeit widmeten als der Form, in der sie ihn gestalten wollten. Das hat sich, spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem im Schaffen von zwei höchst bedeutsamen Romanciers ausgedrückt, die im gleichen Jahre, 1821, zur Welt gekommen waren: *Gustave Flaubert* und *Fjodor M. Dostojewski*. blieb zwar die Frage der Formgebung für den Franzosen ein Problem der richtigen Wortwahl und einer anscheinend mühelosen, akustisch angenehmen Satzbildung, so unternahm es *Dostojewski*, auch die Nebenfiguren seiner Romane und die unerheblichsten Handlungen so darzustellen, daß sie entgegen der Tradition aufhörten, im Hinter-

grund, in einem Clair-obscur zu verharren; sie tauchten oft im Mittelpunkt auf und wurden nur zeitweilig in den Hintergrund verbannt.

Solch perspektivische Verschiebung vollzieht der Autobiograph noch öfter, weil er sowohl im Rückblick wie im Schreiben gleichzeitig zwei Lebensaltern gerecht werden muß: dem frühen, ja frühesten, an das er sich erinnert, und dem viel spätern, in dem er sich die ferne Vergangenheit vergegenwärtigt. Ehe er sich dessen versieht, gerät der Schriftsteller so in ein *Kreuzfeuer der Zeiten*. Während er schreibt, bleibt er gleichsam am Punkte der eigenartigen Konfrontation, an dem Vergangenheit und Gegenwart einander kreuzen.

In einem Vorwort zu seinen *Confessions*, das er jedoch gar nicht veröffentlichte, schrieb *Rousseau*: »Da ich mich gleichzeitig der Erinnerung an frühe Eindrücke und dem Gefühl hingebe, das mich *gegenwärtig* beherrscht, werde ich zweifach meinen Seelenzustand schildern – und zwar den des Augenblicks, in dem mir das Geschilderte widerfahren ist, und den anderen, gegenwärtigen, in dem ich schreibe.«

Der erste Band meiner Lebensbeschreibung – *Die Wasserträger Gottes* – berichtet von der Zeit des Werdens, wie sie vom Kinde erlebt worden ist, und zugleich so, wie sie sich dem Zurückblickenden darstellt. Das gilt weniger für *Die vergebliche Warnung*, den zweiten Band, der die Wander- und Lehrjahre des Autobiographen schildert, und so gut wie gar nicht mehr für den dritten Band *Bis man mir Scherben auf die Augen legt*.

Im Unterschied zum Memorialisten und zum Verfasser von Erinnerungen hat der Autobiograph nicht den geringsten Grund zur Unaufrichtigkeit. Er will weder gefallen noch sich rechtfertigen. Ihm gelingt es unschwer, objektiv zu sein, weil er sich seit vielen Jahren nicht mehr mit dem Kinde, das er gewesen ist, und nicht mit dem Jüngling seiner Vergangenheit identifiziert.

Gewiß, wie es jeder Erzähler tun muß, habe ich im Schreiben dieses Werkes Einzelnes mehr oder minder bewußt aus der Fülle ausgewählt, das Meiste aber unvermeidlicherweise im Dunklen gelassen. Für den Autobiographen wie für den Romancier bleibt die grundlegende Frage die des Auswahlprinzips, demgemäß er absondert, was er erzählt, alles andere aber ausscheidet. Man weiß, daß schlechthin keiner imstande wäre, *alles* zu berichten, zu schildern, zu erzählen.

So habe ich in meinen Romanen und meiner Autobiographie das gleiche Ziel verfolgt: »Charaktere, Situationen, Handlungen, Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen zu behandeln, sofern sie in sich ein Gleichnis bergen« und über sich selbst hinausweisen.

Paris, Mai 1983

*And all our yesterdays
have lighted fools
the way to dusty death.*

Shakespeare, *Macbeth*

DIE WASSERTRÄGER GOTTES

Erster Teil

Die Wasserträger Gottes

Vor einiger Zeit – ich hatte eben das sechzigste Lebensjahr erreicht – wurde es mir zur Gewißheit, daß ich das Gesicht, dem ich zumindest einmal täglich im Spiegel begegne, als fremd empfinde. Kein Zweifel, es gehört mir, ich trage es auf meinen Schultern, aber im Verlaufe eines Vorgangs, der Jahre gedauert haben mag, muß ich mich ihm entfremdet haben – ohne irgendeine dramatische Verwandlung und ohne das Gefühl, dadurch einen Verlust erlitten zu haben. Ich bin nie schön gewesen und bin nicht häßlich geworden – also nichts gewonnen, nichts verloren. Somit habe ich mich von diesem Gesicht abgewandt, nicht etwa um einer täglich erneuten Enttäuschung zu entgehen oder der Gewißheit einer durchs Alter bewirkten Degradation. Ich verweigere ihm nur die Anerkennung – es gehört zwar niemandem außer mir, ist aber dennoch nicht das meine – nicht jenes, darin ich mich während mehrerer Jahrzehnte zu erkennen pflegte. Und daß ich den, der ich gewesen bin, zuweilen in den Augen, unter den noch nicht weißen, doch spärlichen Brauen wiederfinde, ändert nichts daran.

Während der Tage, die auf diese zugleich banale und ungewöhnliche Entdeckung folgten, erwog ich zum ersten Mal ernsthaft, ob ich nicht meine Erinnerungen schreiben sollte. Bis dahin hatte ich diesen Gedanken von mir gewiesen, die Gründe lagen ja auf der Hand: ich verabscheue die Indiskretion, mit der in solchen Büchern das eigene und das Leben anderer ausgebreitet wird; die Neigung, ja den zeitweise unvermeidlichen Zwang zur egozentrischen Darstellung vielfach verschlungener Beziehungen und Handlungen; die maßlose Monotonie und die ermüdende Eindringlichkeit des Ich, das simultan in den drei Zeiten spricht und agiert; die je nachdem hochstaplerische oder hypochondrische Wichtigtuerei – all das und vieles andere, das dazu gehört, schien mir unerträglich. Doch unerträglich nur, wenn ich selbst der Autor von Erinnerungen sein sollte, denn ich bin seit je ein aufmerksamer, ja begieriger Leser jener intimen Literatur, die sich aus Briefwechsellern, Tagebüchern, Erinnerungen, Memoiren und Autobiographien zusammensetzt. Auch kluge, scharf pointierte Polemik lese ich sehr gern, aber ich schreibe keine und mag's auch nicht sehr, daß meine Freunde sich an ihr beteiligen.

Nicht nur diese partielle *Desidentifikation*, diese erstaunlich nüchterne, fast gefühllose Distanzierung vom eigenen Gesicht ließ in mir den Ge-

danken aufkommen, meine Erinnerungen zu schreiben, weil es mir solcherart gelingen könnte, mich ebenso nüchtern von meiner eigenen Vergangenheit zu distanzieren. Es kam in der Tat ein winziges Ereignis hinzu, das nur den Bruchteil einer Sekunde gedauert hat; es schwächte meine Bedenken gegen die Egotisierung des Memorialisten nicht ab, aber es weckte in mir eine vorher kaum gekannte Begierde nach Erinnerungen. Das geschah in der Provence; unter der sengenden Mittagssonne hatte ich lange, doch vergebens das Grab Albert Camus' am Friedhof von Lourmarin gesucht, ehe wir schließlich in dem Städtchen Apt halt machten, wo wir essen wollten. In den Straßen neben dem großen Platz suchte ich ein Restaurant und fand keines, das mir zusagte. Dann überquerte ich die Straße, um in ein Café einzutreten; gerade als ich meinen Fuß auf das Trottoir setzen wollte, fiel ich zu Boden. Meiner Begleiterin schien es, ich wäre ausgeglitten oder über den Rinnstein gestolpert. Man half mir auf – ich war nicht verletzt, die Brille in meiner Rechten war nicht zerschlagen, denn bevor ich zu Boden stürzte, hatte ich den Arm gehoben, um die Gläser zu schützen.

Dieser an sich unerhebliche Zwischenfall beeindruckte mich sehr, denn ich wußte, daß ich nicht gestolpert war, sondern einen Augenblick lang, in der Tat blitzartig, das Bewußtsein verloren und es wiedererlangt hatte, noch ehe ich auf den Boden fiel; desgleichen aber geschah mir das erste Mal. Es war ein Signal, das nichts an meiner Lebensweise ändern und keine Verringerung meiner mannigfachen Tätigkeiten zur Folge haben sollte. Leute meinesgleichen hatten während langer Jahre, zu lange in der Gewißheit gelebt, daß sie »Tote auf Urlaub« seien. Doch während ich nun, auf der Cafétterasse sitzend, den belebten Platz betrachtete, wußte ich, daß ich fortan nicht mehr im Lichte, sondern im Schatten eben dieser Gewißheit weiterleben würde. In einem andern Städtchen der Provence, in dem alten Cagnes sur Mer, das mir während der gefährlichsten Zeit tröstliche Zuflucht und an Wintertagen das goldene Licht und die Wärme seiner Sonne gewährt hatte, da bot sich mir alles, mein eigenes Leben und das meiner Nächsten so dar, als betrachtete ich es von außen, mit der jede Einzelheit registrierenden Aufmerksamkeit dessen, der sich entfernt und immer wieder zurückblickt, weil er weiß, daß er niemals wiederkehren wird.

Wann immer sich die früheste Kindheit meinem Gedächtnis anbot, tauchte eine Schneelandschaft auf – Schnee auf den Straßen und den Pfaden, auf den Fenstersimsen und den Dächern der Häuser, in den Gärten dahinter und auf den Feldern, auf den Bäumen, auf den fernen Wäldern und Hügeln. Ich dachte, ich würde zuallererst vom Schnee sprechen, da-

von, was er mir, seit ich denken kann, bedeutet hat. Doch nun drängt sich mir – wie aus den Falten eines verstaubten schweren Stoffes – aus dem Unvermuteten ein Bild auf, in dem kein Schnee zu sehen ist. Es ist der späte Frühling, überall der Duft des Flieders und die Lockung seiner zwei Farben; er blüht diesseits und jenseits des Zaunes, der uns vom Garten des polnischen Nachbarn trennt. Die einzige Polin, die bei uns in Dienst ist – die anderen Mädchen sind Rutheninnen aus den Dörfern, die das jüdische Städtchen umschließen –, Jelena führt mich, nachdem wir über den Zaun geklettert sind, ins Haus der Polen. Es soll ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben, hat sie mir eingeschärft, die Eltern brauchen nichts davon zu wissen. Was zu wissen? Das sagt sie mir nicht, aber ich vermute, es könnte irgend etwas mit meiner einzigen Gefährtin zu tun haben, die ich von Zeit zu Zeit am Zaun zu treffen pflege.

In Wirklichkeit kannten wir einander kaum, Jadzia und ich, sprachen verschiedene Sprachen, keiner verstand die des anderen, aber das war nicht wichtig. Man lebte in einem Einverständnis, das nichts anderes betraf als die Begegnung, bei der jeder auf seiner Seite des Zaunes blieb. Uns verband in jenem Frühling wie im Herbst vorher, da wir einander entdeckt hatten, ein Schlüsselwort: *Zielony*. Sprach der eine es aus, mußte der andere sofort etwas Grünes – das eben bedeutete dieses polnische Wort – vorzeigen, gewöhnlich ein Blatt. Ein jüdischer Bub, der fast fünf Jahre alt war, somit hebräisch fließend lesen und jede Woche ein Stück aus dem Wochenabschnitt der Thora übersetzen lernte, spielte nicht mehr mit Mädchen, erst recht nicht mit einem Mädchen, das zur andern, zur feindlichen Welt gehörte. Kein ausdrückliches Verbot hinderte die Kinder daran, einander zu treffen, dennoch glaubten sie, ihre nicht allzu häufigen Begegnungen am hintern Zaun geheimhalten zu müssen.

Daher erstaunte es mich nicht zu sehr, daß der Besuch im Hause Jadzias ein Geheimnis bleiben sollte. Meine Eltern waren verreist, mein um 3 Jahre älterer Bruder in der Schule, so strebten wir am helllichten Tage dem Hause zu. Ich war beklommen, denn es war das erste Mal, daß ich ein christliches Haus betreten sollte. Im dunklen Vorraum roch ich den Weihrauch – ich kannte ihn von den Prozessionen und mochte ihn nicht. Die Türe öffnete sich, Jelena stieß mich sanft über die Schwelle, in ein helles Zimmer. Eine große blonde Frau blickte auf mich herab, neugierig, streng, traurig – ich bekam Angst vor ihren Augen, die rund waren und beunruhigend wie die einer Krähe. Sie legte die Hand auf meine Schulter und führte mich in die angrenzende Stube. Noch ehe ich sie betreten hatte, erblickte ich durch die offene Türe Jadzia, die unverkennbar und doch ganz anders war, als ich sie kannte. Sie lag, von Kopf bis Fuß weiß gekleidet, auf einem breiten Bett, über den gefalteten Händen eine

lange Kette mit einem goldenen Kreuz, ihre Haare hatte ich nie so gesehen: leuchtend blond umrahmten sie in Locken ihr Gesicht, das eher dem eines jungen Mädchens als dem eines Kindes ähnelte.

Schwarz gekleidete Frauen, deren Köpfe mit Hüten oder Schleiern bedeckt waren, knieten zu beiden Seiten des Betts. Ich starrte bald auf sie und ihre kaum hörbar murmelnden Lippen, bald auf Jadzia, auf ihre im Kerzenlicht glänzenden Locken und auf ihre gefalteten, gefesselten Hände. Ich spürte den Blick ihrer Mutter auf meinem Gesicht, zuerst wie eine sachte und dann wie eine energische Berührung. Ich wußte nicht, was sie wollte und drehte mich zu Jelena um, die hinter mir stand. Sie nickte mir zu, dann kniete sie nieder und zog mich mit sich hinunter. Da begriff ich auf einmal, daß diese Christinnen mich, ein jüdisches Kind, zu einer Sünde verführen wollten. Knien – und dazu noch vor einem Kreuz –, das war etwas Furchtbares, ja so schlimm wie der Tod, vielleicht noch schlimmer.

Ich rannte hinaus und kam erst zu Atem, als ich weit weg war von jenen Frauen, hinter der ruthenischen Kirche, die mich den Augen der Polen, aber auch denen unserer Bedienten verbarg.

Daß Menschen, Kinder wie Erwachsene, sterben, daß man ihre Leichen wäscht und mit weißen Laken umhüllt, ehe man sie einsargt und schließlich begräbt, das wußte ich, denn alles, was Tod und Beerdigung betraf, war im Städtchen so öffentlich wie die Hochzeiten. Wenn in der Nachbarschaft jemand starb, schüttete man alles frische Wasser aus Kübeln und Becken und verhängte die Spiegel. An den Leichenbegängnissen, die die engen Gäßchen und schließlich die Hauptstraße durchzogen, nahmen alle teil, die nicht Krankheit oder vordringliche Arbeit ans Haus fesselte. So hatte ich häufig in Totengesichter geschaut, ehe die Sargdeckel sie für immer verbargen. Und ich hatte im Sommer davor, an einem furchtbar heißen Tag in einer leeren Hütte nahe dem Fluß den nackten Körper eines jungen Mannes gesehen, den man am Morgen aus dem Wasser gezogen hatte. Der Ertrunkene war ein Fremder, deshalb lag er nackt auf einem Brett, vielleicht würde ihn jemand erkennen. Die Fliegen summten um seinen Kopf. Eine, immer dieselbe, setzte sich auf seine Brauen, wurde weggejagt und kam wieder. Ich starrte auf sie, als müßte ich den Grund entdecken, warum sie sich auf die Braue setzte; und ich mußte immer wieder die Fußsohlen betrachten, deren Gelb mich anwiderete. Mir schien's, daß eben diese Farbe verriet, daß der Fremde wirklich tot, das heißt von seiner Seele verlassen war. Und ich hätte wissen mögen, warum die Sohlen eines Abgeschiedenen – das war für uns ein Toter – gelb waren.

Jadzia hatte nicht wie eine Tote ausgesehen, sondern wie eine jener jungen Bräute, die man mit Musik durch die Hauptstraße zum Baldachin

geleitete, unter dem sie der Bräutigam erwartete. Man hatte Jadzia wohl geschminkt, ihr das schönste Gewand von leuchtendem Weiß angezogen und ihre Hände zum Gebet gefaltet – war sie wirklich tot? Und wenn sie es war, warum gab sich alles festlich in ihrem Haus? Warum trug man nicht alte, zerrissene Kleider? Warum schluchzte man nicht, warum betete man nicht laut, warum suchten nicht alle, vor allem aber die Mutter, Trost in hörbaren Klagen?

Ich erinnere mich nicht, ob ich in der darauffolgenden Nacht, allein in meinem Bett, an Jadzia gedacht, ob ich überhaupt Trauer empfunden habe. Jelena ließ mich schwören, daß ich weder meinen Eltern noch sonst jemandem auch nur mit einem »Sterbenswörtchen« je verraten würde, daß sie mich in jenes Haus geführt hatte. Erst jetzt, da ich dieses Buch beginne, taucht das Bild jenes toten Kindes vor mir auf – das Bild und die Szene mit dem abrupten Ende und die Vermutung, daß ich um die tote Gespielin wahrscheinlich deshalb nicht getrauert habe, weil ihr Aussehen und das Verhalten der Christen mich davon abgehalten haben könnten.

Seit ich diese Zeilen geschrieben habe, ist ein Tag vergangen. Was ich auch inzwischen getan habe, immer wieder bemächtigte sich meiner der Verdacht, ich hätte nicht alles gesagt, als wäre da noch etwas, das dazugehörte. Es bezieht sich wohl nicht auf andere, spätere Begegnungen mit dem Tod, mit den furchtbaren, mörderischen Epidemien, die etwa 6 Jahre später – im Krieg – so viele Häuser unseres Städtchens leeren sollten. Davon werde ich noch sprechen.

Es handelt sich gewiß um etwas ganz anderes, nicht um Tod, sondern um Liebe. Ich war 15 Jahre alt, ein aktives Mitglied der linksradikalen jüdischen Jugendbewegung, deren Zentrum während des Weltkriegs Wien geworden war. Es war Frühling, wieder einmal hatten wir kein Lokal oder Heim, wie wir es nannten, und wir kamen auf dem Ufergelände nahe der Augartenbrücke zusammen. Von dieser führte eine lange Rampe zum Donaukanal hinunter, zu dem grasbewachsenen, sanft absteigenden Ufer, das unser Heim geworden war. Man sah die Erwarteten kommen, sobald sie die Brücke verlassen hatten. Ich liebte ein Mädchen, das oft sehr spät kam, vielleicht weil sie wußte, wie sehnlich sie erwartet wurde. Sie trug keine Zöpfe mehr, ihr blondes Haar fiel in Locken auf die Schultern und umrahmte ihre vollen Wangen. Einmal, es war ein sommerlicher Maitag, erblickte ich sie auf der Rampe, die sie langsam, zu langsam herabstieg. Ihre Haare leuchteten in der frühen Nachmittagssonne, sie selbst leuchtete, denn sie war von Kopf bis Fuß weiß gekleidet. Während ich in glücklicher Erregung die Nahende betrachtete, geschah mir etwas ganz Unverständliches, Sinnloses: meine Augen füllten sich mit Tränen, mir war, als

müßte ich aufschluchzen. Schnell die Augen trocknen, der absurd tiefen Bewegung Herr werden, ehe ich sie begrüßte – darauf kam es an. Vielleicht habe ich damals aus diesem Grunde nicht sofort die Erklärung für jene merkwürdige Reaktion gesucht. Nicht damals, nicht später – nicht bis zu diesem Augenblicke, ein halbes Jahrhundert zu spät. Und jetzt erst verstehe ich, warum die Beziehung zu A., die immer wieder gelöst und aufgenommen wurde, ehe ihre Rückkehr nach Polen uns trennte – warum diese Beziehung keine Vollendung finden durfte, obschon wir einander begehrten und uns keinerlei moralische Bedenken trennten. Es hat an mir gelegen; dessen bin ich heute sicherer denn je.

»Immer habe ich auf den Schnee gewartet, weil ich mich nach der Reinheit sehnte« sagt in einem meiner Romane ein Pole zu der Geliebten, die er am frühen Morgen aus dem Bett reißt, um ihr eine verschneite Allee zu zeigen. *»Der Schnee fiel dicht in großen Flocken. Es war so still, daß man meinen konnte, ein ganz leises Ächzen zu hören, mit dem der Schnee sich auf die Erde legte«*. Ja, das glaubte ich. Meine allerersten Erinnerungen, behauptete ich, beginnen damit, daß ich dieses leise Ächzen hörte, während der Schnee fiel.

Oft, wenn der Vater und ich gleich früh erwacht waren, setzte er mich in einen verstellbaren hohen Kinderstuhl vors Fenster, das Eisblumen bedeckten. Ihr Anblick entzückte mich und machte mich so glücklich, daß ich in die Hände klatschte, wenn ich sie am Morgen wiedererblickte. Trotzdem mußte der Vater einige von ihnen auftauen und wegwischen, damit ich hinausschauen konnte – in den Hof, auf die Stallungen, auf die ruthenische Kirche zur Linken und die Kammern zur Rechten. Nur selten war in so früher Stunde die Schneedecke durch Schritte verletzt, durchlöchert worden. Nun, das Kind, das zwei, höchstens drei Jahre alt sein mochte, glaubte, daß man dem Schnee einen Schmerz zufügte, wenn man – ein Mensch oder ein Pferd – den Fuß in ihn setzte. Ich verstand, daß es unvermeidlich war, und tat es selbst, gewiß. Doch bis zum heutigen Tage suche ich den schon ausgetretenen Weg und vermeide es, die Schneedecke zu verletzen.

Ja, die Reinheit des Schnees, von dem im Roman die Rede ist, hatte für das empfindsame jüdische Kind im ostgalizischen Städtchen mehr als eine moralische Bedeutung. Es handelte sich nicht nur um die Schönheit des intakten, von niemandem und von nichts berührten Schnees, auch nicht um die Helligkeit, die er in den Nachtstunden und an dunklen Wintermorgen ausstrahlte. Es ging um etwas anderes – es hatte mit der alles durchdringenden Armseligkeit, mit der Häßlichkeit und der Unsauberkeit unseres Städtchens zu tun. All das verschwand, wurde unsicht-

bar – und das Städtchen war schön, sobald der Schnee es einhüllte, seine schiefen Dächer in hügelige Landschaften verwandelte, seine Gäßchen und Straßen mit weißen Teppichen belegte, die Löcher und Schutthaufen verbargen.

So verbrachte ich damals häufig die frühe Morgenstunde – die unermeßlich weite Welt vor mir und die zum Greifen nahen Eisblumen an den Fensterscheiben, die wohl früher als alles andere, worauf mein Blick damals fallen konnte, meine Vorstellung vom Schönen geformt haben. Hinter mir stand gewöhnlich mein Vater, den Gebetsmantel über die Schulter geworfen und die schwarzen Tephillin, die Gebetsriemen auf der Stirne. Er murmelte die Gebete kaum hörbar, doch beendete er jedes mit einer Melodie. Ich liebte die chassidischen Melodien, mein Vater sang sie, als ob ihm selbst die traurigsten unter ihnen Freude bereiteten, als ob sie wie die Wärmestrahlen einer grenzenlosen Güte alles befriedeten. Damals liebte ich meinen Vater mehr als irgend ein anderes Wesen, vielleicht mehr als mich selbst. Und ich habe seither nie wieder jemanden so geliebt wie ihn.

Heute früh, der Tag war noch nicht angebrochen, weckte mich ein Unbehagen jener Art, das ein Traum zurückläßt, von dem das Gedächtnis sozusagen nichts als den Schatten bewahrt hat. Es war nicht schwer zu erraten, daß die Mißstimmung sich auf etwas beziehen mußte, was ich vorgestern geschrieben hatte. Ich holte das Manuskript ins Bett, und kaum hatte ich das Heft aufgeschlagen, wußte ich, was mich wie die Erinnerung an ein Unrecht bedrückte, das man begangen hat, obschon man es leicht hätte vermeiden oder auf der Stelle gutmachen können: ich habe vorgestern zugleich mit der Armseligkeit die Häßlichkeit und den Schmutz des Städtchens, des jüdischen *Städtele* erwähnt, in dem ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht habe.

Zablotow, so hieß dieser kleine Ort, der hunderten anderen Städtchen ähnlich war, in denen bis 1942 die jüdische Bevölkerung Galiziens, Russisch-Polens, Litauens, Weißrußlands und der Ukraine auf engem Raum zusammengepfercht lebte. Zablotow – schon der Name ist unangenehm: er spielt auf den lehmigen Boden, auf die ungepflasterten Straßen an, in denen man zu versinken drohte, sobald die unaufhörlichen Herbststregen sie aufgeweicht hatten. Die dreitausend Einwohner waren zu neunzig Prozent Juden: Handwerker, viel mehr als man je brauchen konnte, Händler mehr als Käufer – Händler ohne Kapital, welche die Waren, die sie anboten, zumeist selbst noch nicht bezahlt hatten. Sie wurden sie nicht los, weil das Geld immer rarer wurde, weil die ruthenischen Bauern, die sich jeden Dienstag zum Wochenmarkt einstellten, zu wenig zu verkaufen hat-

ten und für ihre Produkte nur schlechte Preise erzielen. Sie konnten deshalb kaum etwas anderes erstehen als gesalzene Heringe, einen Kamm für die Braut, einmal im Jahr ein Gewand oder ein besonders billiges Paar Schuhe.

Die Zablotower waren wie die Bewohner der anderen Städtchen »Luftmenschen« oder »Luftexistenzen«, wie sie sich selbst gerne nannten – mit jener Selbstironie, auf die sie schwerer verzichten hätten können als auf ihre kärgliche Nahrung oder ihre schäbige Kleidung.

Habe ich von der Armseligkeit des Städtels gesprochen? Das Wort ist irreführend, weil durchaus unzureichend. Sich kaum je wirklich sattzulesen, war das Schicksal der meisten, obschon die Nahrungsmittel dort weit billiger waren als im Westen. Viele Kinder träumten davon, einmal, ein einziges Mal ein wirklich neues Gewand, ein Paar neue Schuhe zu bekommen – aber es geschah nur höchst selten. Gewendet, dann gekürzt, dann wieder gewendet, mit passenden und oft unpassenden Flickern repariert – eine Harlekinade weit und breit, über die niemand lachte. Die Flickschneider und die Flickschuster waren die meistbeschäftigten Handwerker, ohne sie hätten viele Kinder nackt und auch im Winter barfuß gehen müssen.

Es gab Männer, die fasteten nicht nur an den zahlreichen Fasttagen, sondern überdies jeden Montag und Donnerstag, auch damit die Kinder oder die Enkel etwas mehr zu essen hätten. Von dem für den Sabbath gebackenen, geflochtenen Weißbrot verzehrte man nur so viel als notwendig war, um die vorgesehenen Segenssprüche zu rechtfertigen, den Rest aber bewahrte man während der Woche auf – für den Fall, daß einer krank würde. Bis spät in den kalten Herbst gingen die Kinder barfuß; im Winter mußten häufig ein oder zwei Paar Stiefel für die ganze Familie reichen. Man heizte mit der billigsten Braunkohle, aber auch für sie reichte das Geld nicht. Reichen mußte es jedoch in jeder Familie für eines: für den Lohn des Lehrers. Vom dritten Lebensjahr an mußten die Kinder, die Buben, nicht die Mädchen, in den *Cheder*, die Schule, in der man hebräisch lesen, beten und schließlich die Bibel übersetzen lernte.

Es gab bei uns Bettler aller Art: die »Verschämten«, die nur eine Anleihe machen wollten, die sie aber nie zurückzahlen konnten – nicht die zumeist winzigen Summen, die man ihnen kaum verweigern konnte, nicht das Mehl und nicht die Kartoffeln. Dann gab es die professionellen Bettler, die eingesessenen und die wandernden, die zumeist in Gruppen auftraten – vor allem, wenn wohlhabende Familien ihre Kinder verheirateten oder einen der ihren begruben. Es gab die Armen, die still hungerten und froren; sie lebten von »Wundern«, die immer eintraten, wenn auch manchmal zu spät: eine kleine Geldsendung eines Verwandten, eine Erb-

schaft, die einige Kronen erbrachte, oder das größte, meist erwartete Wunder: daß die Kinder in die Fremde führen und den darbedenden Eltern immer wieder einige Gulden schickten.

Wieviele auch hungerten, niemand verhungerte. Man erzählte: mitglieder der Gemeinde weckten den Rabbi am frühen Morgen: »Es ist etwas Furchtbares geschehen«, klagten sie. »In unserer Mitte ist einer Hungers gestorben, man hat ihn soeben tot in seiner Stube aufgefunden.« Darauf der Rabbi: »Das ist nicht wahr. Ja, es ist unmöglich. Hättest du oder du oder du ihm ein Stück Brot verweigert, wenn er es verlangt hätte?« – »Nein« antworteten sie, »aber Elieser war zu stolz, um etwas zu bitten –«. »Also sagt nicht, daß mitten unter uns einer Hungers gestorben ist, denn Elieser ist an seinem Stolz zugrunde gegangen.«

Es gab solch Stolz, aber sie waren selten; die meisten hungerten sich durch, bis ihre Kinder ihnen helfen konnten, die nach Amerika auswanderten, oder bis sie an einer Lungenkrankheit oder am Herzschlag starben.

Ja, es war eine bis zur Absurdität maßlose, groteske Armut, jedoch keine *Armseligkeit*, weil die Zablotower nicht nur etwa glaubten, sondern *wußten*, daß der Zustand nur provisorisch war und sich bald alles ändern würde, auch wenn die Not schon Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte dauerte – in der Tat seit dem Siege des Kosakenhetmans Bogdan Chmielnicki im Jahre 1648. Gott, *ihr* Gott natürlich, griff stets ein. Spät, sehr spät, aber nie zu spät. Darüber hinaus konnte man jeden Augenblick mit der Ankunft des Messias, also mit der endgültigen Erlösung rechnen. In den zahlreichen Bet- und Studierstuben, die es in jedem Städtchen gab, fanden sich immer welche, die während der endlosen Gespräche zwischen dem Nachmittags- und dem Abendgebet bewiesen, daß eben das Übermaß von Leid und Not der Beweis dafür wäre, daß der Messias unaufhaltsam nahte. Unter den Zuhörern mochte es Zweifler geben und Kleinmütige, die befürchteten, daß sie noch vor der Erlösung sterben könnten, doch gab es kaum einen, der nicht an den Messias und sein nahes Kommen glaubte.

Sie standen in dem von Kerzen beleuchteten Bethaus, der leise Gesang, mit dem hier und dort junge Menschen ihr Talmudstudium begleiteten, störte die eifrigen Debattierer so wenig wie der Lärm der spielenden Kinder, den man umso duldsamer ertrug, als manche von ihnen den Vater oder die Mutter vor nicht langer Zeit verloren hatten. Die Waisenknaben mußten dreimal am Tag das Totengebet wiederholen, laut, deutlich. Und wenn es ihnen zu schwer war, sprach man es ihnen Wort für Wort vor. Gesang und Kinderlärm und nicht selten ein lauter Zwist – all das störte niemanden, denn man war über die Maßen damit beschäftigt, alles zu be-

sprechen, die eigenen Angelegenheiten und die der großen Welt. Gleichviel ob sie von sich selbst oder den anderen, den »Großen« sprachen, dauernd verknüpften sie die Wehleidigkeit mit Selbstironie, das Pathos mit Spott. Diese Männer, von denen die meisten am Sonntag nicht wußten, wie sie während der anbrechenden Woche ihre Familie durchbringen würden, und die sich am Donnerstag den Kopf zerbrachen, wo sie die Mittel finden sollten, den Sabbath zu bereiten – diese bettelarmen Männer, zumeist zu früh verheiratet und rastlos im Kinderzeugen, waren nicht armelig, denn sie wußten sich teilhaftig am *Olam haba*, an der »kommenden Welt«, zu der sie nach ihrem Tode Zutritt erhalten würden. Und traf der Messias vorher ein, so öffnete sie sich ihnen noch viel früher.

Denke ich an diese Juden zurück, wie ich sie bis zu meinem zehnten Lebensjahr täglich in den Gassen, auf dem Marktplatz, in Bethäusern und Studierstuben sah, so bringt mir die Erinnerung zweierlei Geräusche zurück: Seufzen, viel Seufzen und Ächzen, aber auch Gelächter, gutmütiges oder spöttisches, doch stets lautes Lachen, in das auch die Seufzenden und Ächzenden bald einstimmten. Jedes Bonmot, »ein gut' Wörtl« wurde sofort aufgenommen, wiederholt und ausgekostet, bis ein anderes es schließlich verdrängte. Außer den Bonmots zitierte man auch häufig weise, tiefe und besonders scharfsinnige Aussprüche. Chassidim brachten sie vom Hofe ihres Zaddik, des Wunderrabbi, zu dem sie immer wieder fuhren. Oder es handelte sich um Zitate aus Büchern und Artikeln zumeist hebräischer Autoren oder um apokryphe Äußerungen, die man dem oder jenem »scharfen Kopf« zuschrieb. Die Gebildeten schmückten gewöhnlich ihre zu langen Reden mit Zitaten aus Werken der Dichter, welche nicht immer genau paßten; aber darauf kam es nicht so sehr an. Am meisten verehrte man Schiller – er war der sublime Dichter der Ideale; man nannte häufig Goethe, doch nicht ohne eine gewisse Verlegenheit – wegen seines bedenklichen Liebeslebens; Heine schließlich wurde oft erwähnt, mit Stolz, doch zumeist mit schmerzlichem Hohn. Er war ein Täufling, das verzieh man ihm nicht, man vergaß es nie.

Was immer drüben, in der großen Welt, passieren mochte, wurde in jedem Bethause und auf dem Marktplatz eifrigst besprochen. Die Leute des Städtel ging alles an, obschon sie nur geringen Anteil am Geschehen, am Reichtum und Wohlleben der anderen hatten. Sie lebten am äußersten Rande der Welt, das wußten sie, doch hinderte es sie nicht, vehement Stellung zu nehmen und sich zumindest während der endlosen Debatten einzubilden, daß es auch auf ihre Meinung ankäme. Diese Luftmenschen lebten im Bereiche eines alles metamorphosierenden »als ob«.

Von der Häßlichkeit des Städtchens gesprochen zu haben, bedrückte mich, wie ich erwähnte, bis in den Schlaf hinein. Nun, was dachten denn

die Leute vom Städtel selbst? Wußten sie, wie häßlich ihre Häuser und wie unschön ihre armselige Kleidung war? Gewiß fehlte ihnen die Möglichkeit zu vergleichen, denn die meisten von ihnen starben, ehe sie sich ein- oder höchstens zweimal weiter als 30 Kilometer entfernt hatten. Die nahen Dörfer gefielen ihnen keineswegs, die strohbedeckten Hütten der Ukrainer waren in ihren Augen viel häßlicher als ihre eigenen Häuser; überdies mieden sie möglichst die Dörfer, weil sie mit Recht fürchteten, dort der Feindseligkeit zu begegnen. Dennoch waren diese Städtchen keine Ghettos, sondern wesensmäßig ebenso wie definitionsgemäß das Gegenteil. Ein Städtel war nicht das Anhängsel einer christlichen Gemeinde innerhalb der Bannmeile, nicht ein diskriminierter Fremdkörper innerhalb einer höheren Zivilisation, sondern im Gegenteil eine scharf profilierte, in ihren Grundlagen gefestigte autonome Gemeinschaft mit einer eigenartigen Kultur – dies inmitten von Armut und Häßlichkeit, und eingekreist von Feinden des jüdischen Glaubens. Das Städtel war ein Zentrum, von dem aus gesehen die slawischen Dörfer periphere Agglomerationen waren, deren Einwohner, zumeist Analphabeten, zum Geistigen kaum eine Beziehung hatten. In all seiner Misere war das jüdische Städtchen eine kleine *Civitas Dei* – geistig und geistlich erstaunlich, in mancher Hinsicht um Jahrhunderte zurückgeblieben, nicht selten abstoßend, aber dennoch bewundernswert, weil das Leben dieser Menschen täglich, ja stündlich und bis in die letzte Einzelheit durch ihre wahrhaft beispiellose Treue zu einem unablässig fordernden Glauben bestimmt wurde. Die Juden des Ghettos von Venedig, von Rom oder Worms blieben eine in der eigenen Vaterstadt diskriminierte exilierte Minderheit, während die Einwohner des Städtels *majoritär*, also bei sich zu Hause waren; ihre nichtjüdischen Nachbarn, etwa die polnischen Adeligen, mochten mächtig und reich sein und auf sie herabsehen: die Juden waren jedoch von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt. Im Städtel gab es nicht die Spur eines Minderwertigkeitsgefühls wegen der Zugehörigkeit zum Judentum und daher nicht die geringste Neigung, das eigene Wesen zu verhüllen oder wie die anderen zu werden.

Gewöhnlich wohnten zwei Familien zusammen, manchmal in einer einzigen Stube. Der Streit der Frauen, die am gleichen Herd kochen mußten, das Geschrei der Kinder, all das drang Tag und Nacht auf die Gasse hinaus. Das Unglück wurde stets publik, das Glück blieb oft geheim, aber es offenbarte sich aufdringlich vor aller Welt, wenn die Eltern sich ihrer Nachkommen rühmen durften. Man schalt die Kinder laut, man verfluchte sie sogar und fast im gleichen Atemzug überschüttete man sie mit den zärtlichsten Worten.

Die meisten Häuser waren ebenerdig und boten selten mehr Raum als

für zwei kleine Stuben und eine Küche, sie waren aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt; sie drangen aufeinander ein, als suchte ein jedes Schutz bei dem anderen. Die Straßen bildeten selten eine grade Linie, denn jedes Gebäude schien sich von den anderen zumindest durch die Form unterscheiden zu wollen, als wären sie alle im Alptraum eines Urbanisten beheimatet.

Es gab kein Gas, keine Elektrizität und keine Kanalisation im Städtchen, und es gab natürlich auch keine Wasserleitung in den Häusern, sondern einige wenige Brunnen, aus denen man das Wasser schöpfte. Wasserträger brachten es jenen, die es bezahlen konnten, ins Haus, wo man es in großen Fässern bewahrte; die Armen mußten sich das Wasser selber holen.

Diese hölzernen Bauten fingen leicht Feuer – zu jeder Jahreszeit, besonders aber im Winter, wenn die schadhafte Öfen Brände verursachten. Da die Brunnen weit waren und das Wasser in den Fässern nicht selten vereiste, wurde der Brand zu spät gelöscht. Die Winde trugen das Feuer von Haus zu Haus und eine Nacht lang mochte dann das Städtchen wie von Flammen umzingelt sein, die in den Himmel stiegen: rot-gelbe Wände erhoben sich immer höher, sanken ins Dunkel hinab und stiegen wieder hinauf. In ihrem Lichte erblickte man halb nackte Menschen, die sich bald zu einem dichten Haufen zusammenballten, als dürften sie sich nicht trennen, und dennoch bald wieder auseinanderliefen – zu den Brunnen, zu den brennenden Häusern oder zu jenen, die noch unversehrt, aber bedroht waren. Die Nacht wurde zum Tage, auch die Kinder konnten nicht schlafen, sie liefen durch die Gassen, sammelten sich in der Nähe der Brandstätten oder schlepten die geleerten Eimer zu den Brunnen.

In solchen Nächten erfuhr ich, daß furchtbares Unglück, wenn es Ereignis bleibt und nicht Zustand wird, bei den Betroffenen eine Erregung hervorruft, in der man sich verhält, als ob die geordnete Welt aus den Fugen wäre, weil ihr alle Gesetze abhanden gekommen sind.

Ich hatte sagen hören, daß immer, wenn große Brände sich entfachten, Engel herabstiegen und sich auf Dach, First und Giebel der *Hohen Schul*, der einzigen Synagoge des Städtels, setzten, um sie zu schützen. Die Sendboten Gottes nahmen dann, hieß es, die Gestalt von weißen Tauben an.

Ich mochte vier Jahre alt gewesen sein, als ich zum ersten Mal ungehindert in tiefer Nacht aus dem Hause entwischen und gleich so vielen anderen Kindern durch die Straßen laufen konnte, zum großen Brunnen, aus dem man das Wasser für Schläuche und Eimer pumpte, und zu den von den Bränden rot erleuchteten Gassen.

Mich zog's am stärksten zur Hohen Schul', zu den rettenden Engeln.